

Nr. 87 Bromberg, den 14. April 1933.

Golgatha

Zu Grünewalds „Kreuzigung“

Verkrampft in Schmerz ist Hand und Fuß.
Wie rote Flocken überstiebt
Das Blut den bläulich bleichen Leib.
In Ohnmacht bricht Maria hin.
Zugleich erlischt das Tageslicht.
Die Menge flieht. Schwarz wird es rings.
Als letzter Laut auf Golgatha
Ein Schrei noch, — Magdalena schrie.

Jetzt kommt der Sturm. Die Erde bebt.
Im Finstern ächzt und schwankt das Kreuz.
Wie eine weiße Flamme leckt
Der Leib im Schwanken hin und her.
Zehn bleiche Finger greifen, wie
Zwei Blumen, die sich öffnen, auf;
Hinauf in Nacht. Sie wissen es:
Darüber ist — unendlich Licht.
Die Hände reden noch im Tod,
Indessen schon das Auge bricht.

Sie segnen noch und reden noch.
Der ganze Christus redet noch
Aus ihnen: „Wer ich bin, woher
Ich kam? Was wisset ihr davon!
Ihr seid von unten her, ich bin
Von oben ... nicht von dieser Welt.
Ihr kennet weder mich, noch den,
Von dem ich ausgegangen bin!“

Und aus der Finsternis hebt sich
Noch eine Hand, Prophetenhand,
Johannis, des Propheten Hand,
Die deutet wie zur Antwort hin,
Auf den im Krampf zerstörten Leib,
Aus dem das Leben wimmernd, gleich
Dem Ton zersprung'ner Saiten, flieht:
„Das war Er, den ihr alle habt
Gesucht. Gesucht und nicht erkannt!
Den ihr nun ewig suchen müßt ...!“

Mela Escherich

Karfreitagswanderung durch die Castagniccia.

Von Ernst Heller.

Grau hängt der Märzhimmel über dem Tal von Ponte Leccia, als die korsische Kleinbahn über die Weichen des kleinen Knotenpunktes klappert. Rechts müßten jetzt die beschneiten Gipfel der Zentralkette Korsikas auftauchen, verhüllten sie nicht ihre Häupter in der trüben Stimmung des Gründonnerstagsabends.

Die Kraftpost, die uns beiden rucksackbewaffneten Deutschen über den Paß von Morosaglia hinüber in die winkeligen Täler der Castagniccia bringen soll, ist wie ein Sarg. In wohlmeinender Absicht hat der stoppelbärtige Fahrer alles verhängt, damit uns der Anblick der Regenlandschaft und vielleicht auch der schlüpfrig gewordenen und am Steilhang entlang führenden Straße erspart bleibt. Vielleicht soll auch die Ladung Stockfische nicht naß werden, die sicher genügt, um das ganze Gebiet der Castagniccia mit dem Karfreitagsfastenmahl zu versorgen.

Es ist ungemütlich in diesem ratternden Kasten. Noch ungemütlicher wird es, als der Paß erreicht ist und wir durch den schmalen Schlitz eines Zelluloidfensterchens aus tausend Meter Höhe in das Labyrinth von Tälern spähen, dem die an den Hängen klebenden und jetzt noch kahlen Kastanienwälder den Namen der Castagniccia eintrugen. Häuser hängen zu Dörfern zusammengeballt auf Felsnasen, als seien sie in ihrem Sturz vom Gipfel über uns dort für Sekunden aufgehalten worden, um jeden Augenblick weiter hinab zu fallen.

Und wir selbst? Wir sehen nichts von der Straße, nur den Abgrund an unserer Seite, und glauben, uns müßte es jeden Augenblick ebenso gehen wie den Häusern dort unten. Ein Sturz, dann wird für uns der Gründonnerstag schon zum Karfreitag.

Auf halbem Berge, wo der Wagen vor ein paar Häusern hält, haben wir genug von der Fahrt im ratternden Sarg. Wir wollen lieber zu Fuß ins Tal und wieder hochklettern über ein paar Bergrücken, um da drüben das Ziel des Tages zu erreichen, Piedicroce, das Bergnest, das aussieht, als trenne uns nur eine Viertelstunde Weg von ihm.

Doch im Buschwald überfällt uns nach einer Stunde die Nacht. Ein Glück, daß vor uns ein paar Lichter aufflackern und herumhüpfen. Wir holen sie schließlich ein, Kinder und Frauen, die zur Kirche von Piedicroce hinauf wollen, um an der nächtlichen Prozession teilzunehmen.

Die Rucksäcke liegen eben in der Ecke der dunklen, kleinen Gaststube, da kommt die Spitze der Prozession den Berg herunter. Ein Mann bricht unter der Last eines verhüllten,

zentnerschweren Kruzifixes beinahe zusammen. Es ist ein Wunder, wie er mit dem Gewicht und seinen genagelten Schuhen auf den steilen Gassen des Adlernestes gehen kann, auf den Schieferplatten, die aus den offenen Wunden des Bergleibes hervorsehen und das Pflaster ersetzen müssen. Doch er kennt scheinbar jede Handbreit Weg, den überdies Hunderte von Lichtern bescheinen. Denn in jedem Fenster leuchten vier Kerzen, und das halbe Hundert alter Männer, Frauen und Kinder, das litaneiend dem Priester und dem Kreuz folgt, schützt mit der hohlen Hand ängstlich das Licht in der Rechten. Schatten huschen gespenstisch über die weißen Häuserwände, und die Berge werfen das Echo der Litanei dutzendfach zurück.

Eine halbe Stunde lang tastet sich die Prozession durch die steilen winkeligen Gassen. Dann kehrt sie zur Kirche zurück. Dort ist aus roten Samttüchern ein Zelt errichtet, das als Heiliges Grab dienen muß. Zwei gemalte Phantasiekrieger bewachen den Eingang. Der Kreuzträger läßt das Kruzifix sinken und schiebt es unter das Zelt, bis nur noch die durchbohrten Füße sichtbar sind. Alles ist an der offenen Kirchentür stehen geblieben, und nun gleitet einer nach dem anderen auf den Knien durch das Gotteshaus und küßt die Füße des hölzernen Heilands.

Der Karfreitag gehört nur den Männern. Der Himmel läßt ein paar Sonnenstrahlen in das Tal hinein, und in ihrem Glanz steigen weiße Gestalten von den Bergnestern ringsum zur Kirche von Piedicroce herab. Angehörige von Brüderschaften sind es, die nur heute einen weißen Kapuzenmantel über ihre Arbeitskleidung werfen, um mit ihren Kruzifixen die verschiedenen Kirchen des Tales zu besuchen. In langer Reihe, einer hinter dem anderen, betreten sie den Kirchplatz, der steil über das Tal hinausragt. Ein Junge begrüßt die Gäste mit dem krächzenden Geklapper der Karfreitagsratsche. Die weißen Brüder durchmessen ein paar Mal den freien Platz, ihnen voran das Kruzifix mit dem verhüllten Heiland. Dann steigen sie ein halbes Dutzend Mal die Freitreppe vor der offenen Kirchtüre hinauf und auf der anderen Seite wieder hinunter, wobei jeder zuletzt vor dem Priester niederkniet. Schließlich windet sich der Zug auf dem Kirchplatz zur immer enger werdenden Spirale, bis er ein dichtes Knäuel bildet. Die Weißhemden haben nichts dagegen einzuwenden, daß wir sie hierbei im Bilde festhalten. Aber auf die Frage, was ihre von Litaneien begleiteten Bewegungen zu bedeuten hätten, wissen sie nur die Antwort zu geben: „Das hat uns noch keiner gesagt, aber unsere Großväter haben es schon so gehalten." Dann bilden sie wieder ihre lange Reihe und ziehen auf schmalem Pfad tiefer ins Tal hinunter, die nächste Kirche zu besuchen.

Der alte Pfarrer bleibt zurück. Seine Pfründe muß recht mager sein, denn sein Chorhemd ist zerschlissen. Oder vielleicht hat er für sich selbst kein Geld, weil er alles in die Kirche steckt, die von außen so traurig aussieht und doch innen ein kleines Kunstwerk reichster Barockpracht ist. So wird es wohl sein, denn ein paar anerkennende Worte von uns Fremden treiben dem alten Herrn die Röte der Freude ins hagere Gesicht.

Zu Fuß ziehen wir weiter. Fünfundzwanzig Kilometer wollen wir laufen. Unser nächstes Ziel, der Paß von Arcarota, liegt fast zum Greifen nahe. Doch schon die erste Straßenschleife führt uns tief in ein Quertal hinein, und erst nach zweieinhalb Stunden sind wir dort, wo wir in 45 Minuten zu sein hofften. Unterwegs begegnen uns verschiedentlich weiße Brüderschaften. Man merkt, daß sie schon ihre Tagesarbeit geleistet haben. Sie sind jetzt gewissermaßen „außer Dienst" und denken sich wohl nichts dabei, wenn sie das Kruzifix auseinander genommen haben und den Christ wie einen Regenschirm unter dem Arm tragen.

Auf der Paßhöhe überrascht uns ein Wolkenbruch. Wir suchen Deckung und haben Muße genug, uns dabei den kugelsicheren Unterstand anzusehen, den der einstige Herr der ganzen Gegend, der Bandit Castelli, von seinen Gefolgsleuten hier bauen ließ, um darin einer Kompagnie Gendarmen mit Maschinengewehr die Stirn zu bieten.

Dann geht es weiter bergab durch endlose Kastanienwälder, deren Riesenbäume noch ohne Blätter sind. Für Stunden ist in der Natur kein anderer Laut als unser Schritt. Und als die Abendsonne die Bergkämme rot umrändert, liegt in der Stille ein Kloster vor uns. In schroffem Gegensatz steht dieses Karfreitagsschweigen zu dem bunten Schauspiel, das sich hier vor fast zwei Jahrhunderten bot. Denn damals waren hier Tausende von Korsen versammelt, um ihren ersten und letzten König, den westfälischen Freiherrn Theodor von Neuhoff, auf den Schild zu heben. Doch dem Palmsonntag folgte damals bald der Karfreitag. Dessen Schweigen lastet noch immer über dem einsamen Kloster von Alesani.

„In stiller Nacht . . ."

Ein altes Passionslied.

Von Mathilde v. Leinburg-München.

Im Feierjahr des hundertsten Geburtstages von Johannes Brahms — er war am 7. Mai 1833 geboren — soll auch an sein für eine Solostimme (auch mit vierstimmigem Chor) gesetztes, so rührend klingendes altdeutsches Passionslied „In stiller Nacht" erinnert werden.

„Aber das ist doch kein Passionslied, das ist doch ein Liebeslied!" höre ich empörte Leser mich berichtigen.

Nein. Aus diesem unendlich schwermütigen Liede, in dem „von herbem Leid und Traurigkeit" „das Herz zerflossen" ist, klagt nicht Liebesweh; die leiderfüllten Worte künden den Seelenschmerz eines von der blutigen Tränennacht in Gethsemane tiefergriffenen Christen. Und was merkwürdig dabei ist: Brahms hat es selber gar nicht gewußt, daß die erschütternden Verse

„Der schöne Mond will untergahn,
Für Leid nicht mehr mag scheinen.
Die Sterne lan ihr Glitzen stahn,
Mit mir sie wollen weinen.
Kein Vogelsang, noch Freudenklang
Man höret in den Lüften,
Die wilden Tiere traur'n auch mit mir
In Steinen und in Klüften"

der Leidensnacht auf dem Ölberge galten. Aber in richtigem Erfüllen des tiefernsten Charakters gab er dem Liede bei seiner ersten Niederschrift (schon Ende der fünfziger Jahre) den Titel „Totenklage". Erst bei der viel späteren Veröffentlichung (1894) überschrieb Brahms das Lied mit den Anfangsworten des Gedichtes, die es dem Hörer freilassen, das Lied, wie es allgemein geschieht, für eine Liebesklage zu halten.

Ein Wort der Heiligen Schrift wäre dem bibelfesten Manne, der sich die Texte zu seinem „Deutschen Requiem", zum „Triumphlied", zu den „Fest- und Gedenksprüchen" und anderen religiösen Kompositionen, wie den Motetten und dem 13. Psalm, selbst aus der Bibel zusammengestellt hat, nicht fremd gewesen. Aber der Volksliederforscher in ihm, der uns die schönsten altdeutschen Volkslieder durch ihre Ausgrabung und Neubearbeitung wieder neu geschenkt hat, sammelte eben, was ihm aufbewahrungswert schien, ohne sich um den eigentlichen Ursprung viel zu kümmern. Daher konnte er auch auf die Frage seiner Freunde, woher ihm denn gerade dieses herzergreifende Gedicht zugeflogen sei, hierfür keine gedruckte Quelle angeben. Erst nach Brahms' Tode hat sein Biograph Max Kalbeck das alte Gedicht aufgespürt. Es steht in Friedrich v. Spees „Trutz-Nachtigall, oder geistlichs-poetisches Lustwäldlein", das zuerst 1649 in Köln erschienen ist. Der fromme Verfasser (1591—1635) war ein Vorfahre des später in den Grafenstand erhobenen Geschlechts, das im Weltkrieg durch den heldenhaften Untergang des Admirals Grafen v. Spee mit seinen beiden Söhnen zwar erloschen ist, aber für alle Zeiten in der deutschen Geschichte ruhmreich glänzen wird. In einer späteren Ausgabe von 1654 trägt das Gedicht die Überschrift „Trawr-Gesang von der noth Christi am Oelberg in dem Garten".

Die Verdienste von Johannes Brahms um das deutsche Volkslied sind allbekannt. Von früher Jugend an hat er längstvergessene alte deutsche Volkslieder gesammelt, ihre Melodien, die in den verschiedenen Gegenden abweichend von einander gesungen wurden, rhythmisch und gesanglich einheitlich festgesetzt und vor allem durch seine Klavierbegleitung, den Vor- und Zwischenspielern hierzu, diese Lieder zu jedes Konzertsaales würdigen Kunstliedern erhoben, ohne jedoch damit ihre volkstümliche Eigenart abzuschwächen. „Nur so", sagt ein anderer Volksliederbearbei-

ter, H. Reimann, neidlos von seinem größeren Kollegen, „durch wahre und reine Kunst in zurückhaltender, aber doch wieder wohlüberlegter und richtiger Nachempfindung der wahren Volksseele, kann das dem allgemeinen Volksbewußtsein entschieden immer mehr und mehr schwindende Volkslied der deutschen Nation in seiner ganzen Schönheit verständlich gemacht und der wertvolle Schatz an Volksmelodien als ein Nationalgut gewahrt bleiben. Will man das Volkslied bewahren, so verpflanze man es an die Stätte der Kunst. Und so sind denn Brahms' Volkslieder gleichzeitig eine ernste Mahnung an die deutsche Nation: eines ihrer heiligsten und edelsten Güter zu pflegen."

Rührend war Brahms' Bescheidenheit, mit der er die deutschen Volkslieder hoch über seine sämtlichen eigenen herrlichen Lieder stellte. Als er jene herausgab, schrieb er einem Freunde: „Es ist wohl das erste Mal, daß ich dem, was von mir ausgeht, mit Zärtlichkeit nachsehe." Und an seinen Verleger Simrock schrieb er damals: „Wie viel mehr kriege ich dafür, als für meine eigenen? Aber so viel Geld gibt's ja gar nicht. Wer sie (die von Brahms' bearbeiteten Volkslieder) hier sieht und hört, behauptet, sie seien von mir, und sie werden auch wohl den meisten ähnlich sehen — das will sagen: mein bestes Lied kann dort als letztes gelten, das letzte dort als mein bestes paradieren!"

Diese Briefstelle, so bescheiden sie klingt, hatte aber auch noch einen tieferen Sinn. Sieht man nämlich nach, welches Lied denn dort als letztes der Lieder für eine Singstimme steht, so findet man das „In stiller Nacht". Er nannte es sein bestes — die wundervolle, so echt altdeutsch-volkhaft klingende Melodie ist kein Volkslied, sie ist von Brahms selbst.

Der wunderliche Berg Höchst

und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

(9. Fortsetzung.)

Es sitzt nur ein Bauer in der Bergstube, aus dem man den ganzen Nachmittag nicht ein Wort herausbringt. Das ist der David Leu auf der Strubegg, ein Stiefbruder des Wehrtanners. Er trägt ohne sein Wissen den Übernamen „Steinmarder", denn er ist auf das Zusammenraffen von Glimmersteinen wie ein Ratz erpicht. In seinen jungen Jahren hat er lauter als jeder andere über den Schwindel vom Gold im Berge gelacht. Aber er ist aus einem Saulus ein Paulus geworden. Das Gold ist heute sein erster und letzter Gedanke, sein Aufstehen, sein Schlafengehen, der Traum seiner Nächte. Als Dreißigjähriger hat er beim Ausgraben von Kartoffeln den ersten Glitzerstein entdeckt. Er hat schweigen können. Er hat den Stein unauffällig aufgehoben und in die Tasche gesteckt, er hat bis zum Abend weitergearbeitet. Erst spät nachts, nachdem die Frau schon zur Ruhe gegangen, nahm er den Stein wieder vor; nicht etwa in der Stube, wo ihn durch eine Umhangritze jemand von außen hätte belauschen können, nein, der enge, muffige Keller war denn doch verschwiegener. Hier wurde der Stein beim Schimmer der Laterne noch einmal gründlich geprüft und mit dem Sackmesser beschabt. Kein Zweifel, die Blinkerstäubchen waren echt, es waren die Goldkörner, wie sie der Venediger seinerzeit im Sande der Steinig gefunden, der Lugobardi, der den Stollen in die Eingeweide des Berges trieb.

David Leu legt in der dunkelsten Ecke des Kellers durch Ausheben von Erde eine kleine Grube an, in der er den Stein verwahrte. Auf das darüber hingelegte Brett wurde wieder etwas Erde gelegt und leicht festgestampft. Damit war der Grundstock zu einem Haus- und Herzensschatz gelegt, der mit den Jahren zu einer stattlichen Sammlung von über hundert größeren und kleineren Steingebilden anwuchs. Nur dem heftigen Begehren nach weiterer Ausdehnung des Jagdgrundes nachgebend, hat er, nach dem Ableben des Köbi Mauch die kleine Liegenschaft zur Glinze zur seinigen hinzugekauft. Die Sonntage verbringt er fast ohne Ausnahme drunten am wilden Steinigufer und im eiskalten Wasser der tiefausgehöhlten Felsbecken. Er ahnt nicht, wie oft er heimlich belauscht und belächelt wird, er ahnt nicht, daß seine Frau längst um den Kellerschatz weiß und sich nicht entblödet, ihn neugierigen Nachbarn verräterischerweise vorzuzeigen, ja dem einen oder dem andern sogar ein Muster, wie sie das nennt, mit heimzugeben. Einen kleinen Stoß hat seine Sammelwut allerdings erhalten, als er vor Jahren einem Erdgelehrten in der Stadt einige seiner besonderen Lieblinge vorwies, worauf ihm der Herr Professor kaltlächelnd erklärte, für solches Zeug hätten nur Geologen ein beschränktes wissenschaftliches Interesse, in Wirklichkeit seien die Steine alle miteinander keine fünf Rappen wert. Aber als David den gleichen gelehrten Herrn einige Wochen später von sicherem Standort aus selber im Ufergeröll der Steinig mit seinem Stock herumstochern und Steine in seine Rocktasche schieben sah, da fuhr allsogleich ein frischer Wind in die schlaffen Segel seines Wunderschiffleins, der Glaube reckte sich neugeboren und hochgestärkt in ihm auf.

Den Umständen gemäß fühlt sich David Leu auch heute mit der Bauernschaft in der Bergstube nur äußerlich ein wenig verbunden, daneben sieht er zwischen sich und seinen jüngeren und älteren Nachbarn etwas wie eine Mauer aufgerichtet. Das vermeintliche Geheimnis macht sein Rückgrat steif und hebt ihn hoch über die andern hinaus. „Wartet nur — ihr werdet von mir hören! Soweit wie der Stiefbruder mit seinem Güterschacher werd' ich es mit dem Gold auch bringen."

Da fällt wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein hämisches Wort in sein wohlgehütetes Gedankengärtlein hinein. Der ihm gegenübersitzende Jakob Surber von Guldiswil wirft einesmals die unverfrorene Frage über den Tisch hin: „Du, David — wie lange willst du eigentlich noch warten, bis du den Haufen Steine im Keller zu Geld machst? Sie können dir am Ende noch verschimmeln oder auskeimen."

Der Glinzbauer ist hilflos und sprachlos. Sein runzeliges Gesicht färbt sich fahl. Nach einigem Besinnen steht er auf und geht, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. „B'hüet Gott, Steinmarder!" ruft ihm eine Stimme aus der hintersten Stubenecke überlaut nach.

Es ist viel Lachen und Heiterkeit in der Stube. Die Spottlust, die allzeit auf irgendein Opfer lauert, tut sich wohl und schießt hoch ins Kraut. „Man sollte dem David die Steine später einmal in den Totenbaum legen", meint einer, „dann könnte er sie mit in den Himmel nehmen und dort mit Gelegenheit erlesen und aussieden."

Semi Kleiner im Loo, Davids Nachbar, der mit ihm nicht im besten Einvernehmen lebt, stellt die Behauptung auf, der David habe bereits ein ganzes Zigarrenkistlein voll ausgelaugten Goldstaubes — es könnten freilich auch nur zerriebene Goldkäferflügel sein — unter seinem Laubsack liegen und schlafe deshalb nur noch mit offenen Augen wie ein Feldhas. „Und über dem Schloß seiner Kammertüre, genau auf Brusthöhe, hat der Aff ein Loch für eine zweiläufige Pistole herausgesägt," ergänzt Semi seinen Spottbericht, vor Behagen grinsend, dem Nachbarn etwas anhängen zu können. „Am Abzughähnchen ist eine Schnur angemacht, die bis zu des Steinmarders Bettknopf reicht. Schon dutzendmal hat es in der Nacht geschossen, jedoch immer nur, weil die Leuin, die doch ein bißchen mondsüchtig sein soll, eben in die Schnur gelaufen ist."

Es ist allzeit eine liebe und angenehme Sache, über die Dummheit eines Mitmenschen lachen zu können. Der Späße und halb und ganz erlogenen Anekdötlein über den Goldhamster wären wohl noch mehr geworden, wenn jetzt nicht unversehens ein Mann von besonderer Geltung die Stimme erhoben hätte, der Schulvorsteher Mehrhardt vom Gfirst. Sein Ansehen verschafft ihm alsbald Gehör, er darf seine Meinung sogar in die Leere eines respektvollen Zurückhaltens hinein zum Ausdruck bringen.

„Ich gebe es ja zu, ich habe immer zugegeben, was zuzugeben ist, der David hat mit seiner Marotte den festen Boden ein wenig übermarkt. Aber das muß man dann eben doch nach wie vor gelten lassen, wenn man billig sein will: wo ein Räuchlein aufgeht, da ist immer und allezeit auch ein Feuerlein darunter gewesen. Die Goldkörner, die man im Steinigtobel gefunden, sind eineweg nicht von Schönau heraufgeschwommen, sie müssen aus dem Berg herausgekommen sein. Und wenn ihr auf einer Tanne einen

Tannenzapfen seht, so sind gewöhnlich zwei oder dreie darauf, manchmal eine ganze Zaine voll. Einer Grille wegen braucht man keinen Menschen auszulachen, es ist schon vorgekommen, daß ein Grillenfänger einesmals den schönsten Sommervogel im Netz gehabt hat."

So — das kann man nun wieder einmal eine verständige Rede nennen, nickt einer dem andern in erschweigender Unterordnung zu. Denn der Vorsteher Mehrhardt hat es anerkannterweise hinter den Ohren; er hat, obgleich noch jung an Jahren, schon öfters bei Gemeindeversammlungen in Steinigsgrund das Wort verlangt und einmal sogar den Präsidenten Moos mit seinem Querzug in Verlegenheit gebracht.

Nach einer längeren Halbstille wagt sich nun der nie ganz ernst genommene, aber auch nie von seiner felsenfesten Überzeugung abgekommene Goldapostel Ruedi Summer vom Halbhanget auch wieder einmal mit seinen Theorien ans Tageslicht. „Was der Vorsteher Mehrhardt sagt, das hat immer Hand und Fuß, da wird keiner nein sagen. Man hat schon vor zweihundert Jahren den Beweis gehabt, daß Gold im Berge ist. Ein fremder Holzschwemmer hat immer nach einer gewissen Sorte von Steinen gefahndet, wie der Teufel nach einer armen Seele, und es heißt, er sei nachher irgendwo als ein schwerreicher Mann aufgetaucht. Noch heute will ich meinen Grind daransetzen: wenn man den Venediger vor Jahr und Tag an seinem Stollen hätte weiter schaffen lassen, dann wäre Guldiswil heut eine Stadt mit Schaufenstern und mit einem Trottoir. Eine Zahnradbahn würde auf den Berg führen, und auf dem Heiletsboden wäre ein Bad mit einer Terrasse und zehn Kellnern. Von dem Geld, das unsere Vorfahren für ihre Hungergütlein gelöst hätten, könnten wir und unsere Nachkommen privatisieren oder als Fabrikdirektoren zweifränkige Zigarren rauchen. Der Staat weiß ganz genau, warum er den Venediger spediert und die vierzehn Heimwesen aufgeholzt hat. Ich bleibe bis zum Tod dabei, der Staat wartet nur darauf, bis der letzte Bauer vom Berg herunter ist, dann läßt er die Ingenieure los, die jetzt schon verkleidet am Berg herumspionieren. Aber einen besseren Punkt werden sie alle miteinander nicht finden, als ihn der Venediger herausdividiert hat, ist der doch ein gelehrter Astrologe gewesen. Meint ihr, er werde seine 77 Kreise umsonst gezogen haben? Die ganze Goldgeschichte ist übrigens haarklein aufgeschrieben worden vom Samuel Strueli, der am nächsten beim Stollen gewohnt und vom ersten bis zum letzten Tag darin geschafft hat. Ich weiß, wo die Schrift liegt, aber sie ist gut versorgt, es hat noch jeder fremde Schmöker, der darnach gefragt hat, mit langer Nase abziehen müssen."

„Wie es dem Venediger zum Glück auch gegangen ist!" ergänzt Semi Kleiner rasch und beherzt. „Nur daß der noch ein paar Beulen und Knochenbrüche hat auf den Heimweg ins Welschland mitnehmen müssen. Hat nicht umsonst Lugobardi geheißen, der Tropf. Schlau genug hat er es ja angestellt: während die Hansnarren den Kies aus dem Loch schafften und im Tiefschacht unten, immer in Todesgefahr, sprengten und pickelten, daß ihnen das Blut unter den Nägeln hervorquoll, saß er bei ihren Weibern und Maidlein, an gutem Wetter hat es ihm nicht gefehlt, müßte auch kein Welscher gewesen sein. Wenn er in den Stollen kam, hat er immer ein paar Glitzersteinchen in der Tasche gehabt, die er zum Schein dann aus der Wand klaubte: Seht da, die Berechnung stimmt! Noch zwei Tage — noch eine Woche, und es ist Gold da, daß es jedem von euch einen Kindskopf groß trifft. Vom Überfluß lasse ich eine Kette machen, die um die Stadt Zürich herumreicht. — Die Quittung für den Kindskopf hat ihm aber dann der Uli Kämpf gegeben, als er den Lugobardi einmal zu unguter Stunde daheim auf dem Schluch oben bei seiner Hausfrau betraf. Das war ein richtiger Zahltag, an den der Schwindler wahrscheinlich drüben im Welschland noch lang zu kauen gehabt hat."

Nach einer kleinen Pause erhebt sich die Unterhaltung, wie von einem ungestüm aufsteigenden Windlein angefacht, fast plötzlich zum hocherregten Meinungsgefecht aller gegen alle. Nur einigen der Allerlautesten gelingt es noch, ihre zweifellos maßgebende Ansicht im angestochenen Gesprächsthema einem Nahkreis von unentwegt Andächtigen halb und halb aufzunötigen. Sogar der Mehrhardt vermag sein mit Liebe abgekochtes Weisheitssüpplein nicht mehr an Mann zu bringen.

Und nun begibt sich etwas, das die Aufmerksamkeit der Leute mit einem Schlag auf andere Bahnen lenkt. Der Miehlhuu, sonst ein seltener Wirtshausgast, steht schweißtriefend in der sperrweit offnen Türe:

„Ein Unglück! Dem Urech Leu sein achtjähriger Bub ist über die Bärwand hinaus zu Tod gefallen!"

Erst nach einigem Verschnaufen vermag Felix den Hergang des bösen Ereignisses knapp zu berichten. „Die Bengel haben sich trotz des Verbotes wieder einmal damit erlustigt, oben beim Absturz auf den Stauden herumzuklettern. Dem Urech seiner, der auch schon seinen Rauch im Kopfe hat, wollte es natürlich allen zuvortun. Auf ein Tännchen ist er geklettert und hat sich ganz zu oberst hin und her gewiegt, solange, bis es dem schwachen Wurzelstockl einesmals zu viel wurde. Das Stänglein hat sich überzwerch gelegt, kein Plärren und Webern hat geholfen, der schöne Bub ist als ein blutiges Häufchen Fleisch unten auf den Steinen gelegen, just vor dem Bärenloch, wo die Stieglerin vom Bann vor Jahren den letzten Bären mit dem Küchenbeil erschlug, während sie zuhören mußte, wie das Untier ihrem neunzehnjährigen Sohne mit seinen Pranken die Rippen zerbrach. Der Präses Gut von der Großenweiler Weidgenossenschaft, der zufällig in der Nähe dem Angeln oblag, hat das Leichlein aufgehoben und dem Wehrtanner ins Haus getragen. Eine halbe Stunde später hat dann der Urech Leu sein Heimwesen mitsamt dem Überschyn an die Großweide verkauft. Wieder drei Hofstätten weniger am Berg; der Fryner wird es auf seiner Insel wohl auch bald verleiden."

(Fortsetzung folgt.)



Ostern im Sprichwort.

Die großen Feste der christlichen Kirche, Weihnachten, Ostern, Pfingsten bedeuteten früher mehr noch als heute wichtige Einschnitte im Jahre. Sie waren und sind für die Menschen ein starkes inneres Erlebnis, und durch die Freuden und Vergnügungen, die neben dem religiösen Erleben einhergehen, sind sie eine willkommene Unterbrechung des Arbeitslebens des Alltags. Es ist nicht verwunderlich, daß die Gedanken, die sich das Volk über diese Feste macht, einen reichen Niederschlag in den Sprichwörtern fanden. So kehrt auch Ostern oft im Volksmunde wieder, und vor allem wird dabei des Osterwetters gedacht. Dieses soll von besonderer Vorbedeutung für den Verlauf der Witterung des ganzen Jahres sein. Ein verregnetes Ostern läßt erwarten, daß der Sommer trocken sein wird. „Wenns Ostern regnet, ist die Erde den ganzen Sommer über durstig." „Woher zu Ostern der Wind kommt gekrochen, daher kommt er sieben Wochen". Insbesondere meint man, daß die Weide gut oder schlecht ausfallen wird, je nachdem es zu Ostern regnet oder die Sonne scheint. Man sieht darum ein verregnetes Ostern sehr ungern. „Wenn es Ostern regnet, so regnet es der Kuh in die Schüssel". Dagegen: „Ist's von Ostern bis Pfingsten schön, wird man wohlfeile Butter sehen." Kaum ein anderes Fest wird so sehnlich wie Ostern erwartet. Bedeutet doch sein Nahen, daß der böse Winter mit seiner Dunkelheit und seiner Kälte endgültig vorbei ist und der siegreichen Herrschaft des Frühlings weichen muß. Außerdem bringt das Osterfest das Ende der harten Fastenzeit. So ist der Ostertag ein Tag ganz besonderer Freude, an dem man sich für die Entbehrungen der Woche vorher entschädigen kann. „Es ist nicht alle Tage Ostern", sagt darum das Sprichwort. Die Erinnerung daran, daß den Osterfreuden entbehrungsreiche Zeiten vorangegangen waren, kehrt in der Redensart wieder: „Wer Ostern feiern will, der muß zuvor die Marterwochen durchmachen", womit gesagt sein soll, daß, wer etwas besonders Schönes haben will, dies durch ein Opfer zu erkaufen hat. Auf dieses hohe Fest gilt es, sich auch würdig vorzubereiten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg